

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 81 (1981)

**Artikel:** Zur Bestimmung und Herkunft der Basler Goldenen Altartafel : eine Hypothese  
**Autor:** Gauss, Julia  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118041>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Zur Bestimmung und Herkunft der Basler Goldenen Altartafel

## Eine Hypothese

von

Julia Gauss

In aller historischen Überlieferung gibt es unerwiesene Ansichten, die für Jahrzehnte und ab und zu für Jahrhunderte auf sich beruhen bleiben. Der Grund liegt darin, dass man einmal einem autoritären Urteil Glauben geschenkt hat, dabei beharrt und sich schliesslich überzeugt haben will, es gäbe über das bisher Erforschte hinaus nichts mehr zu entdecken. So stand es – und steht es wohl immer noch – mit der Frage nach der Bestimmung und Herkunft unserer goldenen Altartafel. Es gilt seit dem Spätmittelalter, genauer seit dem Beginn des Kaiser Heinrich-Kults im Jahr 1437, dem Vorjahr der grossen Pest, für ausgemacht, dass Heinrich II., der letzte sächsische Herrscher, das Altarantependium in Auftrag gegeben und der Stadt Basel 1019 bei der Münsterweihe geschenkt habe. Diese kirchliche Tradition wurde später von der profanen Geschichtsschreibung aufgenommen und vor allem durch die Stadtchronik von Wurstisen in weite Volkskreise propagiert. Erst vor einer Generation traten ihr Kunsthistoriker entgegen, so 1942 der Basler Hans Reinhardt<sup>1</sup>, 1957 der Zürcher H. F. Haefele<sup>2</sup>. Ihr Argument war scharf und meines Ermessens unwiderrleglich: es sei bei mittelalterlichen Vergabungen an Kirchen durchweg der Brauch gewesen, im figürlichen Schmuck diejenigen Heiligen darzustellen, denen die beschenkte Kirche gewidmet war. Nun war das Basler Münster aber von Ursprung an eine Marienkirche, stand ausserdem unter dem Patronat der Apostelfürsten Petrus und Paulus und des heiligen Thomas. Die Altartafel hingegen zeigt in feierlicher Reihe fünf Reliefgestalten, in der Mitte Christus, an seiner Seite je zwei Figuren, nämlich die drei Erzengel und gleich an Grösse und Rang den heiligen Benedikt.

<sup>1</sup> H. Reinhardt, Kaiser Heinrich II. und das Basler Bistum. (120. Neujahrsblatt Basel 1942, 20.

<sup>2</sup> H. F. Haefele, Die metrische Inschrift auf der Altartafel Heinrichs II., in BZGA 56, 1957, 33.

Welcher Benediktikirche konnte sie wohl zugedacht sein? fragt sich Reinhardt. Und Haefele vermerkt: «auf Basel als ursprünglichen Bestimmungsort weist kein einziger Fingerzeig», ja er folgert kurzweg: «für diese Stadt war sie jedenfalls nicht bestimmt».

Einen ähnlichen Umschwung erfuhr die Forschung über die Herkunft des Altarreliefs. An die achtzig Jahre hielten die Kunsthistoriker, unter ihnen ein so bedeutender Fachmann wie Haseloff, an der These von Franz Xaver Kraus fest, dass das Basler Antependium aus einer Goldschmiedewerkstatt auf der Insel Reichenau stamme, dem Zentrum der berühmten Miniaturenschule. Gegen diese hartnäckige Behauptung richtete dann aber 1957 Hermann Schnitzler<sup>3</sup>, der nachmalige Leiter des Kölner Schnütgen-Museums, seinen vehement kritischen Aufsatz: Fulda oder Reichenau? Er ging bei seiner Ablehnung so weit zu erklären, es gebe nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass auf der Insel im 10. und 11. Jahrhundert jemals eine Arbeitsstätte für Goldschmiede bestanden hätte. Indizien für Fulda, nämlich Anklänge der Basler Tafel an die Freskenmalerei von St. Andreas, einem ehemaligen Benediktinerkloster, hielt er selber nicht für voll beweiskräftig. Ganz abgesehen von der nachgewiesenen Tatsache, dass Goldschmiede im Frühmittelalter auch als Wanderkünstler zu ihren Auftraggebern hinzogen, ohne eine fixe Wirkungsstätte.

Dies wäre also heute in grobem Umriss die Lage der Forschung: eine Tabula rasa. Ob es allerdings ein besonderes Glück sei, auf eine leere Tafel zu schreiben, oder nicht eher eine besondere Gefahr, bleibe dahingestellt.

In erster Linie stehen wir also vor der Aufgabe, die Frage nach dem Bestimmungsort aufzuhellen. Dabei soll die allbekannte Devotion Kaiser Heinrichs für den heiligen Benedikt den Ausschlag geben<sup>4</sup>. Zunächst einmal war Heinrich einfach der lebenslänglich kränkliche Mann, der für sein Gallenleiden bei dem grossen Ordensheiligen nach Heilung suchte, durch seine Gebete und durch seine Wallfahrt zur Gründerabtei der Benediktiner, Monte Cassino<sup>5</sup>. Wie die Legende bezeugt, erfuhr er nach seinem Besuch wenn nicht Heilung, so doch grosse Linderung, so dass er, wie er erklärte, ausnehmend hohen Dank empfand. Neben die Legende

<sup>3</sup> H. Schnitzler, Fulda oder Reichenau?, in: *Jahrbuch der Wallraf-Richartz-Stiftung* 19, 1957.

<sup>4</sup> C. Pfaff, *Kaiser Heinrich II., sein Nachleben und sein Kult*, Diss. Basel 1963, 61.

<sup>5</sup> Leo von Ostia, *Chronicon Cassinense*, in: MG SS., VII, 656; vgl. W. Weissbach, *Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst*, Einsiedeln 1945, 31.

stellt sich die Geschichte. Als ersten Akt nach seiner Kaiserkrönung durch Papst Benedikt VIII. in Rom im Jahre 1014 gab Heinrich II. dem Kloster Montecassino ein Privileg für freie Abtwahl und den Schutz des Klostergebiets (formell einfach eine Bestätigung der Erlasse seiner Ottonischen Vorgänger). Woher eine solche Auszeichnung? Wenn es angebracht ist, in Heinrich nicht nur den devoten Gläubigen zu sehen, sondern ebenso sehr – oder erst recht – den politisch berechnenden Kopf, so musste es dafür politische Gründe geben. Und solche fehlten keineswegs.

Monte Cassino stand nämlich während der ganzen Regierungszeit von Heinrich II. im Mittelpunkt eines Machtkampfs um Süditalien, der Auseinandersetzungen von Papst und Kaiser einerseits mit dem Herrscher des Byzantinerreiches, Basileios II., andererseits. Schon rein geographisch stand das Kloster dicht an der Grenzlinie der beiden Imperien. Kirchlich bildete es das südlichste Bollwerk Roms gegenüber den Provinzen Apulien, Basilicata und Calabrien, deren Kirchen seit dem Eingriff des Basileus Leo III. im 8. Jahrhundert der Oboedienz von Konstantinopel unterstanden und dementsprechend dem griechischen Ritus folgten. Die Fürstentümer Benevent, Salerno und Capua verblieben meist in schwankender Haltung.<sup>6</sup> Doch auch Monte Cassino selber hielt sich nicht für einseitig gebunden. Sowohl vor wie nach dem Kirchenschisma von 1054 stand es in steter Verbindung mit dem Osten: die Abtei empfing die östlichen Pilgerscharen so gut wie die Verehrung des byzantinischen Kaiserhofs; noch ein Michael VIII. erklärte, Monte Cassino sei dem Osten nicht weniger teuer als dem Westen, bezeichnete Abt Oderisius als «Mann seines Reiches» und zahlte der Abtei aus dem Kaiserschatz ein Jahresgeschenk von 24 Pfund Gold<sup>7</sup>. In den Tagen Heinrichs verschärfte sich nun die west-östliche Spannung bis zum offenen Krieg. Ein erster Entscheid fiel im Jahr 1018. Damals wurde ein aufständisches Heer, das Meles, ein prominenter Bürger von Bari, gegen Byzanz zusammengebracht hatte, durch den ungemein fähigen griechischen Statthalter Bojoannes auf dem alten Schlachtfeld von Cannae vernichtend besiegt. Meles erreichte nach einer Flucht über die Alpen schliesslich Bamberg und bat dort Kaiser Heinrich um einen Hilfszug. Im gleichen Jahr 1018, schon im Februar, erliess Basileios II. ein sog.

<sup>6</sup> Diese Verhältnisse sind besonders erforscht bei H.W. Klewitz, Ausgewählte Aufsätze, spez. Zur Geschichte der Bistumsorganisation Campaniens und Apuliens im 10. und 11. Jahrhundert, Aalen 1971, 343 ff.

<sup>7</sup> Chronicon Cassinense 731 u. 716 ff.

Chrysobull, ein Privileg zugunsten von Monte Cassino, – eine Urkunde, die zwar in der Cassinenser Ordenschronik nicht vermerkt wird, dafür in Dölgers Verzeichnis der griechischen Kaiserurkunden figuriert<sup>8</sup>. Jedenfalls bedeutete sie einen Schritt zur Konsolidierung des byzantinischen Einflusses, anscheinend als ein richtiges Gegenstück zu Heinrichs Privileg von 1014. In den anschliessenden Jahren gelang es Bojoannes, diesen Vorrang mehr und mehr zu verstärken. Es kam so weit, dass die beiden fürstlichen Brüder Abt Athenolf von Monte Cassino und Pandulf, Regent von Capua, sich ungescheut auf byzantinischer Seite zeigten. So nahm Athenolf vom siegreichen Statthalter den konfisierten Besitz eines Rebellen von Trani entgegen, Pandulf seinerseits entschloss sich, den goldenen Stadtschlüssel von Capua zu Handen des Kaisers von Byzanz zu übergeben, griechische Subsidiengelder anzunehmen und Bojoannes den Weg über sein Territorium freizugeben<sup>9</sup>. Alles schien in Erwartung noch grösserer byzantinischer Machtentfaltung, und schon begannen auch griechische Heereskontingente sich an der Adriaküste auszuschiffen. Hinter diesen Massnahmen aber stand der Plan des alten Soldatenkaisers Basileios II., nach dem siegreichen Abschluss seines 30jährigen Krieges gegen die Bulgaren im Westen gegen die Araber vorzugehen und ihnen Sizilien zu entreissen.

Angesichts dieser Lage entschied sich jedoch Papst Benedikt VIII., für den die Gewinnung Süditaliens ein Lebensziel war, zu einem sensationellen Gegenschlag<sup>10</sup>. Er reiste im Winterhalbjahr 1019/20 als persönlicher Bittsteller an den Kaiserhof nach Bamberg. Ihm konnte Heinrich die Bitte nicht abschlagen. Im Gegenteil, er bestätigte ihm urkundlich, in Gestalt der erneuerten Ottonischen Schenkung, den päpstlichen Anspruch auf das ursprüngliche Herzogtum Benevent, annähernd halb Unteritalien<sup>11</sup>. Darauf unternahm er seinen grossen italienischen Feldzug von 1022, aufs Ganze gesehen allerdings ein Fehlschlag. Uns berührt allein die kaiserliche Abrechnung mit dem abtrünnigen

<sup>8</sup> F. Dölger, *Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reichs*, 1. Teil 565–1025, München 1924, Nr. 804.

<sup>9</sup> *Chronicon Cassinense* 653. Vgl. J. Haller, *Das Papsttum* 2, II. Stuttgart 1934, 217 ff.

<sup>10</sup> H. L. Mikoletzki, *Kaiser Heinrich II. und die Kirche*, Wien 1956, 66.

<sup>11</sup> A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands* 3, Leipzig 1906, 435 betont, dass Heinrich schon 1014 in Süditalien von Bischöfen und Äbten Verzeichnisse entfremdeter Kirchengüter anlegen liess. Das Zusammenwirken von Kaiser und Papst im Jahr 1022 schildert er geradezu als ein Kondominium (ebenda 529).

Monte Cassino. In Italien gab der Kaiser Befehl, den «Fürsten und Abt» gefangen zu nehmen, also Pandulf von Capua und Athenolf von Monte Cassino. Als aber der Anführer der mittleren Heeres säule, Erzbischof Pilgrim von Köln, im Kloster eintraf, war Abt Athenolf entflohen, hatte sich in Otranto nach Konstantinopel eingeschifft und war tags darauf in einem Seesturm untergegangen<sup>12</sup>. So kam es, dass Heinrich, der sich selber mit Kriegsgefolge zur Abtei begab, dort einen abtlosen, eingeschüterten Konvent vorfand. Über diesen hielt er auf seine Art ein Strafgericht: er entzog ihm das Recht der eigenen Abtwahl, band diese in Zukunft an den Konsens von Kaiser und Papst und nominierte zunächst selber den Nachfolger, offenbar einen deutschstämmigen Vertrauten, Theobald. Auf die Gunst folgte so nach acht Jahren der Rückschlag. Was blieb, war jedenfalls der Wille, eine Machtposition zu wahren. Damit sei unser historischer Abriss abgeschlossen.

Nun lässt sich gewiss fragen: kann man aus der überragenden Rolle, die die Abtei Monte Cassino im Leben des letzten Sachsenkaisers gespielt hat, einen Schluss ziehen auf das uns vorliegende Problem? Wie ich glaube, sogar einen entscheidenden Schluss, nämlich die Hypothese: Die goldene Altartafel, die dem Basler Münster nach seiner Weihe von Heinrich II. übergeben wurde, war ursprünglich für Monte Cassino bestimmt.

Es ist wohl für einen jeden, der diese Überzeugung besitzt, eine tiefbeglückende Freude, auf das alte Kaisergeschenk hinzublicken, auf diese feierliche Gestaltenreihe in verhaltenem Goldschimmer, von der zentralen überragenden Christusfigur seitwärts auf die andächtigen Erzengel und den ihnen ranggleichen Benedikt – und dabei zu denken, wozu es ausersehen war, nicht für eine beliebige Benedikt-Kirche, irgend ein San Benedetto oder Saint-Benoît, sondern für die höchste dieses Namens. Und zudem auf dem Bogen über dem Kopf des Heiligen die Inschrift zu lesen «Benedictus abbas», in seiner Art wie ein Beleg dafür, dass die grosse Gabe dem Gründerabt am Gründungsort zugehöre.

Indessen, wenn wir versuchen, die näheren Bestimmungen zu eruieren, ergeben sich mancherlei Skrupel und Zweifel. Am leichtesten scheint es, den Zeitpunkt festzulegen, zu welchem der Kaiser das Werk in Auftrag gegeben hätte. Dieser wäre bestimmt nach seiner Krönung anzusetzen, vielleicht bald nach dem Erlass des Klosterprivilegs 1014, allenfalls aber auch in die Periode der Rivalität mit dem Ostkaiser um 1018; später, nachdem sich die Abtei

<sup>12</sup> Chronicon Cassinense 653 f.

von Rom abgewendet hatte, sicher nicht mehr. Vielmehr könnte diese Schwenkung gerade der Grund dafür gewesen sein, dass Heinrich seine ursprüngliche Schenkungsabsicht änderte und Monte Cassino zur Strafe überging. Die Klosterchronik, die massenweise Geschenke aufzählt, verzeichnet das Antependium nicht, so wenig wie sie übrigens die Goldbulle aus Konstantinopel vermerkt. Dagegen wäre es kaum zulässig anzunehmen, dass der Kaiser das Antependium in der Tat nach Monte Cassino habe bringen lassen und es beim späteren Strafakt 1022 den Klosterbrüdern weggenommen hätte.

Bleibt noch die Frage, aus welchem Grund das Kaisergeschenk nach Basel gelangte. Mit diesem Problem haben sich eine Reihe von Historikern befasst, am gründlichsten wohl Carl Pfaff in seiner Dissertation «Kaiser Heinrich II., sein Nachleben und sein Kult in Basel», 1963. So dürfen wir uns damit begnügen, seine Argumentation in ganz knapper Form wiederzugeben. In erster Linie hält Pfaff den Kaiser für einen Politiker. So habe ihm Basel als «burgundischer Brückenkopf» gegolten, d.h. als strategischer Ausgangspunkt, um sich notfalls durch Krieg das ihm als Erbteil zugesprochene Burgund zu sichern. Deshalb habe er auch seit seinem Regierungsantritt das unansehnliche Basler Bistum mit einer Reihe territorialer Schenkungen verstärken wollen, sei es mit Jagdforsten in der Hard, im Mooswald oder im Schwarzwald. Ebenso sei ihm wichtig gewesen, die Diözese fester an das Reich zu binden, denn so, wie sie war, gespalten in zwei Teilstücke, gehörte sie mit der sundgauischen Hälfte zum Reichsgebiet, mit ihrer jurassischen aber unter das burgundische Erzbistum von Besançon. Diese Absicht sei sehr klar hervorgetreten bei der Münsterweihe im Oktober 1019. Denn er, Heinrich, habe sich als Reichsoberhaupt persönlich eingefunden, während der kirchliche Oberherr, der Erzbischof von Besançon, der Feier fern geblieben oder fern gehalten worden sei. Je mehr dann die burgundischen und die italienischen Interessen den Kaiser in Anspruch genommen hätten, umso mehr sei Basel in die grosse Politik hineingeraten, umso besser lasse sich also verstehen, warum Heinrich gerne gerade dieser Stadt Gunst und Ehre erweisen wollte.

Um Nebensächlichkeiten, die unserer Hypothese entgegenzustehen scheinen, wie den allfälligen Alpentransport, brauchen wir uns wenig zu kümmern. Hat man doch die Möglichkeiten mittelalterlicher Technik lang unterschätzt. Bedenken wir, dass das Altarwerk seinem Hauptgewicht nach ja einfach aus einem 10 cm dicken Block aus Zedernholz (!) besteht, auf den das dünne Goldblech fixiert ist, so können wir uns unschwer vorstellen, es habe sich als

Saumtierlast auf einer Gebirgsroute verfrachten lassen. Ebensowenig darf uns das Datum beirren. Die übliche Vermutung, die auf der Chronik von Blauenstein beruht, statuiert, dass die goldene Tafel am Tag der Münsterweihe gestiftet worden sei. Dies ist und bleibt aber Vermutung. Mit gleichviel Recht darf man annehmen, dass Kaiser Heinrich 1023 bei seinem längsten und letzten Aufenthalt in unserer Stadt die Schenkung vollzogen habe, in seinem zweitletzten Lebensjahr. Diese Datierung stände unserer Hypothese erst recht nicht entgegen.

Wenden wir uns nun der Bemühung zu, die Herkunft des Altarwerks abzuklären. Hier fühlt sich der Historiker einfach verloren. Denn er vermag sich nirgends auf tatsächliche Anhaltspunkte abzustützen. Die Kunsthistoriker ihrerseits verbreiten sich in einem weiten Feld, etwa Oberrhein, Maasgebiet, Hessen ... Jedenfalls diesseits der Alpen. Bei unserer Annahme aber wird die Sachlage nur noch schwieriger, denn eine Provenienz aus dem mittelmärischen Süden lässt sich dabei nicht ausschliessen. Wir tasten immerhin einigen kunsthistorischen Spuren nach.

Als Hauptausgangspunkt gelte die Bildkomposition (Abb. 1). Die Abfolge stehender Gestalten unter Arkaden hat ihr vielhundertfaches Vorbild in antiken und frühchristlichen Sarkophagen oder auch Altarschränken. Eine besondere Variation der Serie ergibt sich, wenn die mittlere Figur erhöht über die Gestalten an ihrer Seite hinausreicht, sei es, dass sie überhaupt in grösserem Format gebildet wird oder durch eine spezielle Position emporgehoben sei, erhöht auf Stufen, auf einem Thron, einem heraldischen Hügel. Diese Stellung wird natürlich mit Vorliebe der Christusgestalt gegeben. So erscheint uns diese in der Mitte von acht Aposteln, um eine Kopflänge grösser, auf einer Elfenbeintafel der ehemaligen Sammlung Spitzer in Paris (Abb. 2). Die fünf Arkaden sind hier aufgelöst in fünf Bogensegmente, von denen je zwei von den Seiten her ansteigen, während das mittlere höchste Bogenstück den Kopf Christi flach überwölbt und als zentrale Figur auszeichnet. Anders die Komposition auf einem Reliquienschrein aus Trapezunt im Domschatz von San Marco in Venedig (Abb. 3). Das strenge Arkadenschema bleibt durchaus gewahrt, Christus unter dem mittleren Bogen, auf einem Thron erhöht, teilt den vier kappadokischen Märtyrerheiligen ihre Kronen zu; zwei hält er in Händen, zwei andere liegen zu Füssen des Thrones bereit.

Zum eigentlichen Spezialfall wird dann aber die ganze Komposition, wenn der erhöhten Zentralgestalt füssfällige Verehrung zuteil wird in symmetrischem Vis-à-vis zweier zwerhaft klein geformter Menschen. Für diesen Bildgedanken haben nur wenige

Forscher Vorbilder beigebracht, zudem auch kaum überzeugende. Als ein solches führt Otto Wulff aus der Bildersammlung des Kaisers Basileios II., dem Menologium im Vatikan, eine Darstellung des heiligen Michael an, einer legendären Wundertat, die sich in Choni im Mäandertal abgespielt haben soll. Der Erzengel versenkt zwei symmetrisch zu Boden stürzende geflügelte Flussgeister in einen Abgrund, zur Strafe dafür, dass sie sich bereit fanden, auf Wunsch des Heidenvolks sein Heiligtum zu überfluten. Näher beim Basler Typus steht ein Nikolaus-Ikon des Codex Reginensis, ebenfalls im Vatikan (Abb. 7). Es zeigt zu Füßen des hochaufragenden Heiligen links und rechts einen in Verehrung kauernden byzantinischen Würdenträger, den Kathogumenos Makar und den Protospatharios Konstantin. Albert Boeckler, der als erster darauf hingewiesen hat, wagt es, dieses Ikon als direkte Vorstufe für die Basler Altartafel zu bezeichnen. Es scheint jedoch, dass die frühchristliche italienische Sarkophagplastik dafür einige viel klarere Beispiele zu bieten vermöge.

Unter diesen findet sich in erster Linie der schön erhaltene Prunksarkophag des Gorgonius in Ancona (Abb. 5) mit einer *Traditio legis*, der Gesetzesübergabe Christi an Petrus und Paulus. Hier steht Christus auf einem stilisierten kleinen Hügel, und diesen flankieren zwei kleine kniefällig verehrende Stifter, ein Mann und eine Frau, die beide in Andacht die Füsse des Gottessohnes berühren. Nahezu identisch erscheint dieselbe Gruppe auf einem Sargrelief in Sant Ambrogio in Mailand (Abb. 6), ebenso auf dem Sarkophag Borghese im Louvre. Einen abweichenden Zug bringt dagegen ein weiteres Mailänder Relief, da sich die Bittflehenden nicht den Füßen Christi zuwenden, sondern einem kleinen zwischen ihnen stehenden Gotteslamm. Und auf einer *Traditio legis* in Aix-en-Provence (Abb. 4) berühren die beiden Stifterfiguren statt der Füsse den Saum von Christi Gewand. Im Ganzen aber zeigen uns diese frühchristlichen Skulpturen fast jede wünschbare Übereinstimmung mit der Bildmitte der Basler Altartafel. Sind es in Ancona die beiden verstorbenen Ehegatten, die zu Füßen ihres Erlösers um himmlische Gnade bitten, so zeigt die Basler Darstellung das lebende Kaiserpaar, Heinrich und Kunigunde, die sich der höheren Führung ihres Lebens anvertrauen und ewiges Heil suchen.

Natürlich musste das Bildschema der Gesetzesübergabe eine wesentliche Umbildung erfahren, ehe es zu unserem Altarbild werden konnte. Denn während dort Christus den beiden Apostelfürsten die Gesetzesrollen draussen vor dem himmlischen Jerusalem zuteilt, erscheint hier eine rein überirdische Szene. Wo Engel

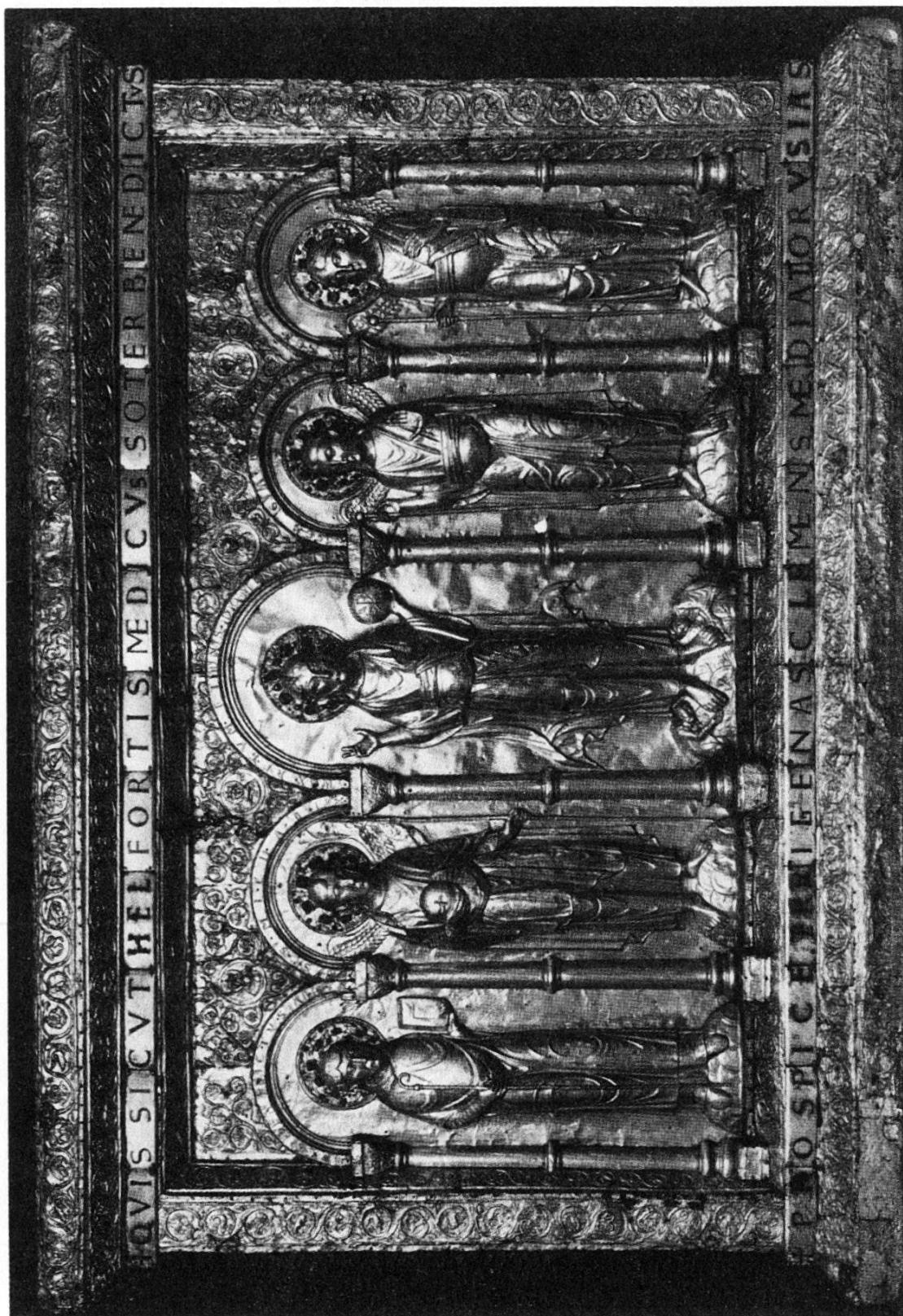


Abb. 1. Goldene Altartafel aus Basel. Paris, Musée de Cluny.



Abb. 2. Elfenbeinrelief: Christus und acht Apostel, Paris, um 1100. Ehemals Sammlung Spitzer. Nach W. F. Volbach, Mittelalterliche Elfenbeinarbeiten (Orbis pictus 11), Berlin 1922, Tafel 41.

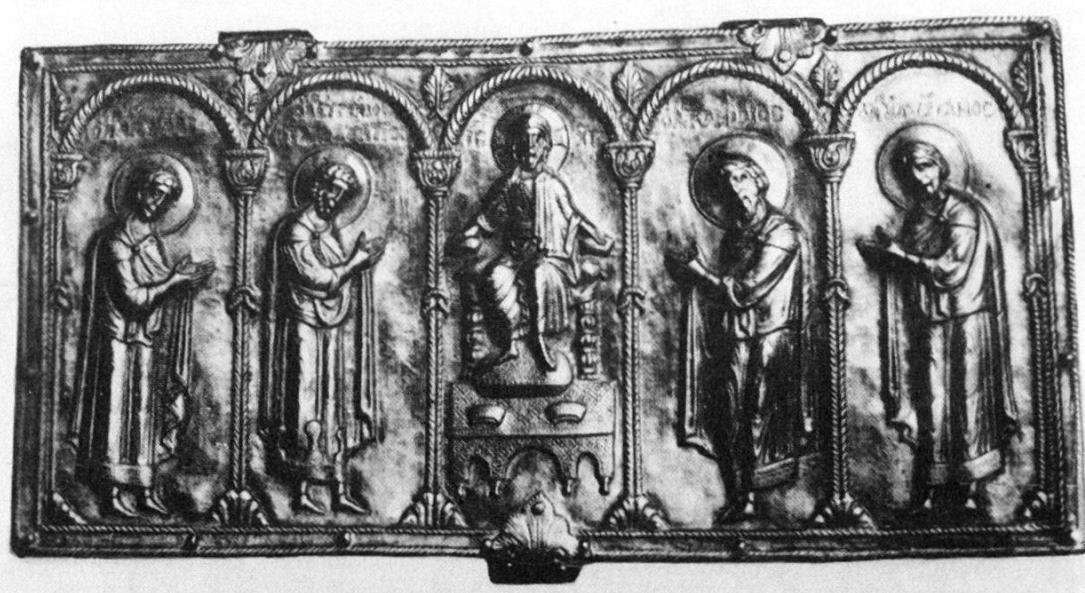


Abb. 3. Reliquienschrein, silbervergoldet: Christus übergibt Kronen an die vier kappadokischen Märtyrer, angeblich 7. Jahrhundert. Venedig, Domschatz von San Marco. Nach A. Pasini, Il tesoro di San Marco, 1886, Nr. 64.

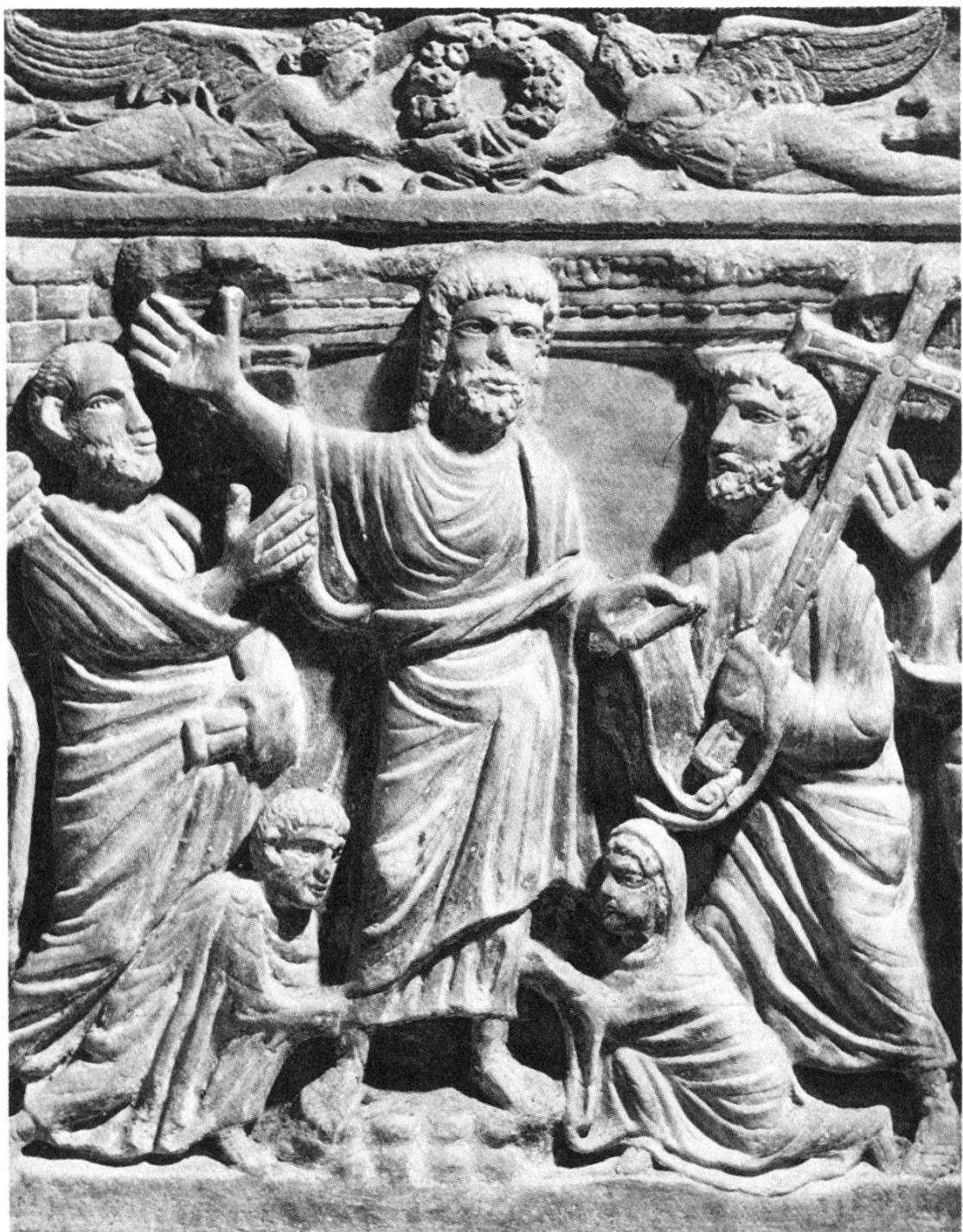


Abb. 4. Sarkophag mit *Traditio legis*. Aix-en-Provence. Nach A. Grabar, *Die Kunst des frühen Christentums* (Universum der Kunst 20), München 1967, 156 Abb. 284.

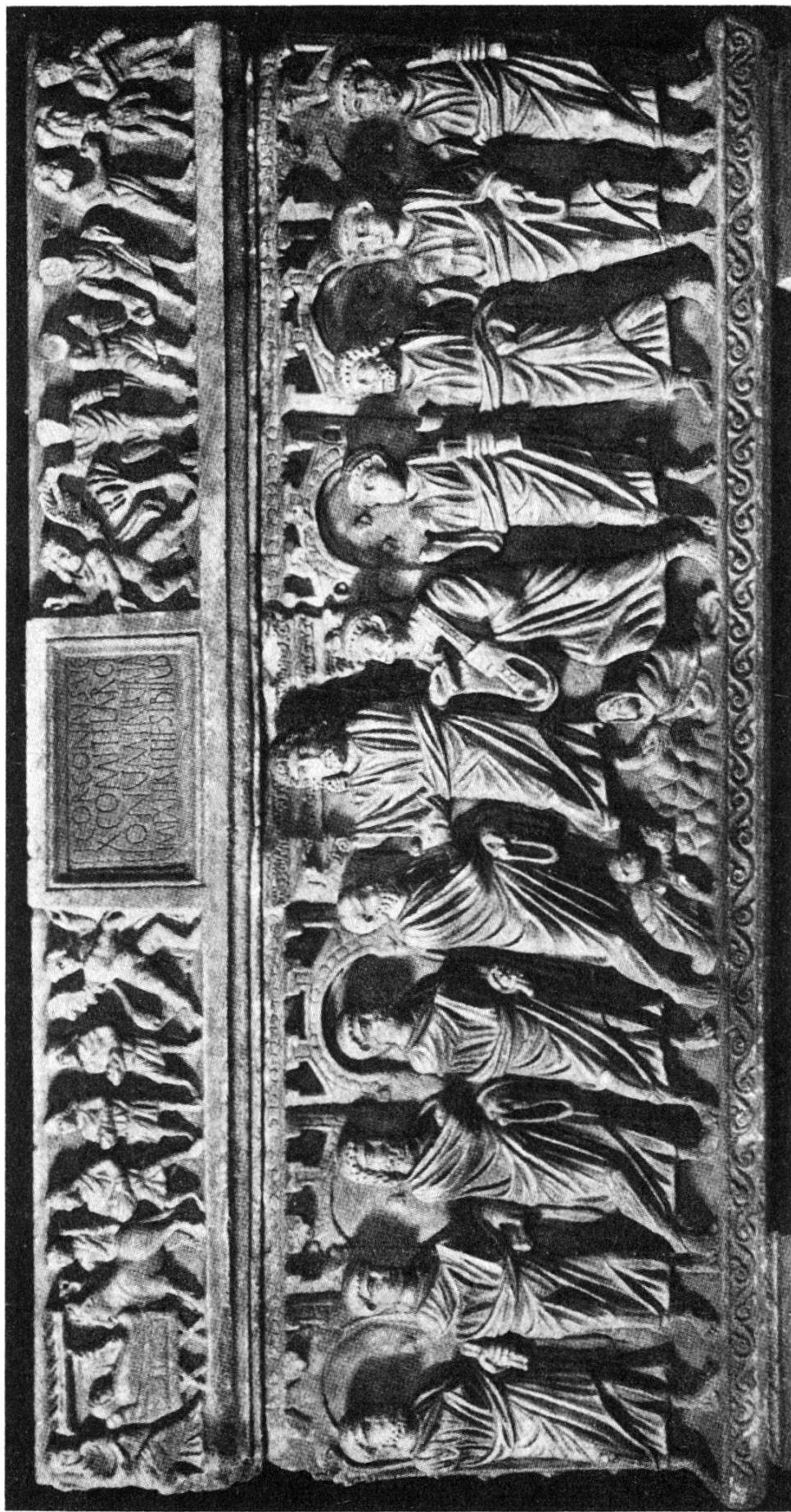


Abb. 5. Sarkophag des Gorgonius: Gesetzesübergabe vor dem himmlischen Jerusalem. Ancona, San Ciriaco. Nach M. Hauffmann, *Die Kunst des frühen Mittelalters (Propyläen-Kunstgeschichte 6)*, Berlin 1929, 172.

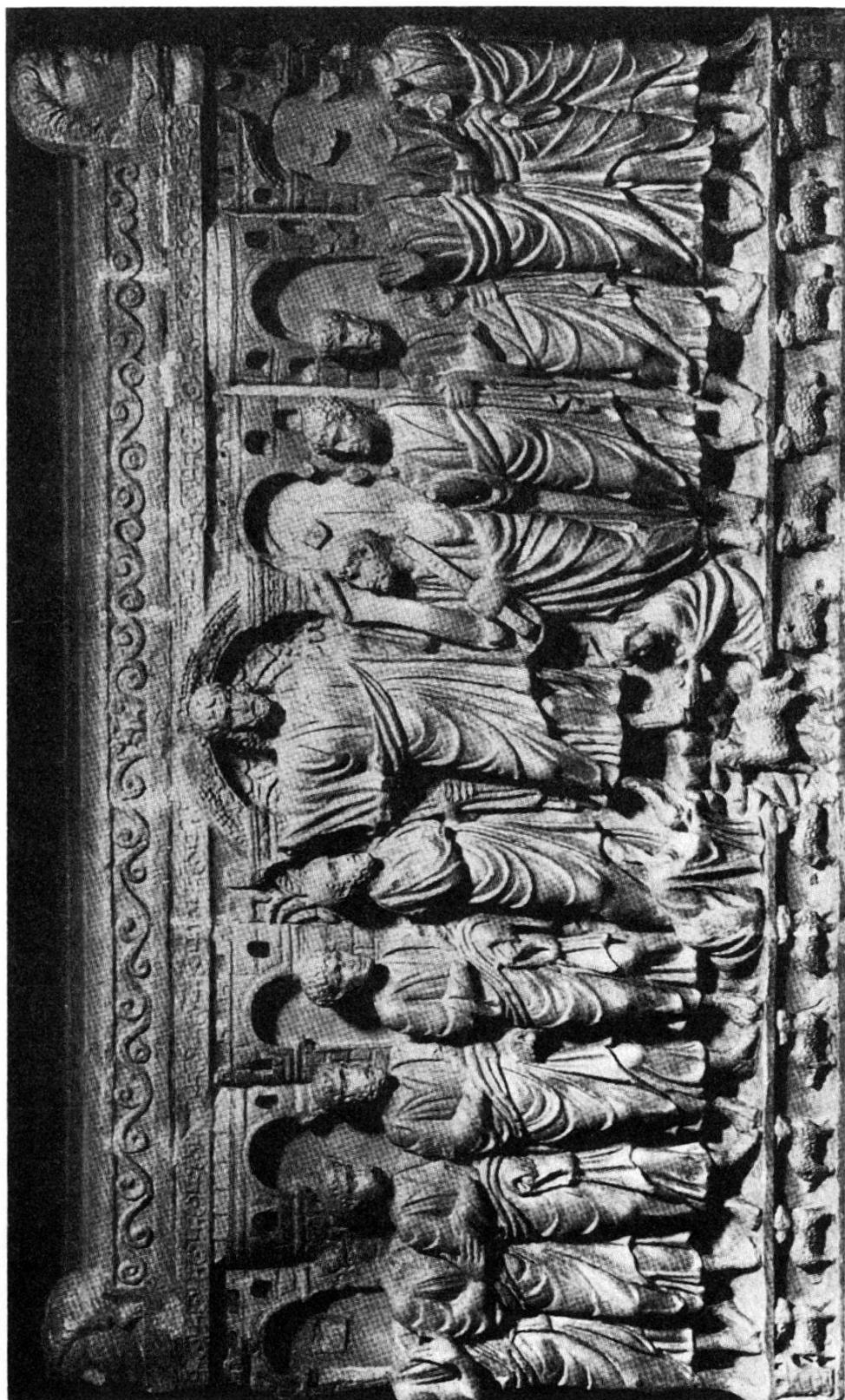


Abb. 6. Sarkophag mit *Traditio legis* („Stadttor-Sarkophag“). Mailand, Sant’Ambrogio. Nach J. Kollwitz, *Probleme der Theodosianischen Kunst in Rom*, in: *Rivista di archeologia christiana* 39, 1963, Abb. 3.



Abb. 7 (links). Heiliger Nikolaus, verehrt von Kathegumenos Makar und Protospatharios Konstantin, Anfang 10. Jahrhundert. Rom, Vaticana, Cod. Regin. gr. 1. Nach W. Messerer, Zur byzantinischen Frage in der ottonischen Kunst, in: *Byzantinische Zeitschrift* 52, 1959, 35 f. Abb. 3.

Abb. 8 (rechts). Elfenbeinthon des Maximian: Johannes der Täufer segnend, um 547. Ravenna, Erzbischöflicher Palast.



Abb. 9. Byzantinische Goldmünze unter Konstantin VII. und Romanos II, 945–959, Avers: Pantokrator mit Evangelium und Umschrift «Jes. Chs. Rex regnantium». Aus: *Münzen und Medaillen AG Basel, Auktionskatalog 28*, 1964, Nr. 589.



Abb. 10. Christus segnet Alexios I. (Rom, Vaticana, Cod. Vat. gr. 666, 2v). Nach F. Chalandon, *Essai sur le règne d'Alexis Comnène*, Paris 1900, nach S. 50.



Abb. 11. Mosaik: Sitzende Apostel beim Jüngsten Gericht. Torcello, Kathedrale.



Abb. 12 und 13. Christus auf der Basler und auf der Aachener Altartafel, um 1000.

so voller Andacht stehen, ist eben der Himmel. Das Singuläre aber ist, dass Christus nicht, wie nach den Worten des Glaubensbekenntnisses, auf seinem Himmelsthron sitzt – «sedet ad dexteram patris» –, sondern frei dasteht, die Rechte zum Segensgestus erhoben, in der Linken die Weltkugel, als «Rex regnantium», wie auf dem Arkadenbogen über seinem Haupt geschrieben steht – übrigens in derselben Weise wie die lateinische Umschrift auf den byzantinischen Goldmünzen mit der Pantokratorbüste (Abb. 9). Gewiss hat der Typus des stehenden Christus seine eigenen Bereiche, so etwa den des Verklärten auf der Spitze des Tabor oder des siegreichen Kämpfers und Helden, der in voller Rüstung mit geschultertem Kreuzstab über Drachen und Löwen hinwegschreitet, oder auch des himmlischen Helfers, der aus den Wolken herabsteigt. In seiner ganzen Haltung aber scheint der Basler Christustypus ohne ranggleichen Vorläufer. Vielmehr gleicht er darin etwa dem frühchristlichen Täufer Johannes auf dem Elfenbeinthron in Ravenna (Abb. 8) und, wie allbekannt, der Gestalt Ottos III. auf seinem Kaisersiegel.

Aus der Anordnung und dem Habitus der Engel lässt sich kaum auf irgend eine bestimmte Provenienz schliessen. Denn diese Art und Weise der himmlischen Assistenz, ein Doppelpaar zur Rechten und zur Linken, erscheint in der frühchristlichen und frühmittelalterlichen Kunst geradezu allverbreitet. Ein weitausstrahlendes Beispiel mögen natürlich die Mosaiken von Ravenna gegeben haben.

Ganz ähnlich im Unbestimmten lassen uns Untersuchungen über den Stil. Es sagt nicht eben viel – obschon es vor und nach Weissbach viel gesagt worden ist –, dass das Relief durchaus unter byzantinischem Einfluss stehe. Wie könnte dies im 11. Jahrhundert überhaupt anders sein? Die Stilelemente sind zur Genüge ausgeprägt: die feierlich rigorose Körperhaltung, das Faltengewand mit locker schwebenden Zipfeln, der schmale Christuskopf mit symmetrisch gescheiteltem Haar, bärtigem Gesicht und fast starren Augen. Nicht zu übersehen ist jedenfalls der Gewandstil. Das Kleid, das sowohl Christus wie die drei Erzengel tragen, wird in der Körpermitte von einem breiten, gerillten Gürtel zusammengehalten. Es straft sich dann über dem Unterleib zu einer halbbogenförmigen Wölbung und fällt in parallelen Falten zwischen den Oberschenkeln abwärts bis zum Fussgelenk. Dieselbe Art der Umgürtung und Wölbung des Leibes findet sich nicht selten auf östlichen Darstellungen. Erwähnen wir etwa den segnenden Christus auf dem Krönungsbild des Kaisers Alexios (Abb. 10), einen Gefolgsmann Davids im Psalter Basileios II. in der Biblioteca Mar-

ciana in Venedig, die Apostelfiguren in Torcello (Abb. 11) wie in Monreale. Es fehlt aber auch nicht ganz an Zeugnissen im Westen, wie der Erzengel Michael in Saint-Gilles oder Christus aus Saint-Sernin in Toulouse. Den strengsten Stilvergleich hat bisher wohl Hermann Schnitzler durchgeführt, indem er den oberen Teil der Christusfigur auf dem Basler Antependium und auf dem Aachener Altaraufsatz einander gegenüberstellte (Abb. 12, 13), mit dem prägnant ausgesprochenen Nachweis, es handle sich um Identität der Werkstatt. Aber wo wäre diese gemeinsame Werkstatt zu suchen, in Deutschland, in Italien oder allenfalls im byzantinischen Osten? – Wer sich hingegen nicht mit dem figürlichen, sondern mit dem dekorativen Stil von Hintergrund und Umrahmung befassen will, sieht sich vor dem Allerweltsmotiv Rebenrankenwerk und darin eingefügten Rundmedaillons. Da wäre des Überflusses an Kirchenwänden, Arkadenbögen, Apsiden, Chorschranken, Ziborien und Kirchengeräten kein Ende!

So bleibt schliesslich noch die vieldiskutierte Inschrift der goldenen Tafel. Ihr aus Latein und Griechisch gemischter Wortlaut gibt keinerlei Indiz für die Herkunft. Dagegen bleibt abzuwarten, ob eine Untersuchung über den Charakter der Schriftzeichen uns nicht weiterführen wird.

Um dem Herkunftsproblem trotz alledem etwas abzuringen, dürfte sich ein Historiker dazu entschliessen, auch einmal ohne konkretes Arbeitsmaterial vorzugehen. Die Meinung ist, es gelte überlieferte Nachrichten zu prüfen, unbekümmert darum, ob die darin erwähnten Objekte längst entchwunden sind. Wie wir wissen, ist die grosse Mehrzahl der mittelalterlichen Altarvorsätze, von den grossen, die für Kathedralkirchen bestimmt waren, bis zu den kleinen, die Prälaten oder Fürsten in Gebrauch nahmen, dank ihrem leidigen Materialwert untergegangen, d.h. eingeschmolzen worden. Untergegangen für die Kunstbetrachtung, aber nicht ohne Spur für geschichtliches Forschen.

So liegen aus dem 10. und 11. Jahrhundert dreierlei Geschichtsquellen vor, von denen jede den Ursprung einer Altartafel erwähnt. Die erste ist die alte venezianische Stadtchronik des Johannes Diaconus. Sie bringt die Notiz, dass in der Amtszeit des ersten grossen Dogen, Pietro Orseolo 976–78, die alte Markuskirche durch Brand geschädigt worden sei, worauf der Doge sich bemüht habe, sie zu restaurieren und besonders den Marienaltar neu auszuschmücken durch eine wunderbar aus Gold und Silber gefertigte Tafel, die er in Konstantinopel in Auftrag gab – «tabulam miro opere ex argento et auro Constantinopolim peragere ius sit»<sup>13</sup>. Die nicht näher bezeichneten Werkstätten sind zweifellos die

kaiserlichen Ateliers, im Westen schon berühmt in den Tagen des Merowingerkönigs Chilperich, für einen Dogen der Stadt Venedig, die ja damals kulturell wie politisch mit dem griechischen Reich aufs engste verbunden war, auf jeden Fall die bevorzugte, wenn nicht obligate Produktionsstätte. Die zweite Quelle, das *Chronicon Cassinense*, betrifft mit einer Nachricht, die fast um ein Jahrhundert später fällt, die Abtei Monte Cassino und ihren damaligen Abt Desiderius, den späteren Papst Victor III<sup>14</sup>. Sie berichtet, wie Desiderius einst in Amalfi die in Konstantinopel gegossene Erzture des Domes aufs höchste bewundert habe – übrigens eine unter fünf süditalienischen Bronzetüren –, wie er dann unter dem Eindruck dieses Meisterwerks dessen Stifter, dem Amalfitaner Kaufherrn Pantaleon den Auftrag gegeben habe, für den Neubau der Basilica in Monte Cassino, den er, Desiderius, unternahm, in Konstantinopel eine goldene Altarverkleidung zu bestellen. Dazu habe der Abt denn auch gleich 35 Pfund Feingold gestiftet und den erwünschten Bilderschmuck bezeichnet, nämlich Ereignisse und Wundertaten aus dem Leben des heiligen Benedikt. Natürlich unterlässt es der Chronist Leo von Ostia nicht, zum Fest der Kirchweihe im Jahr 1071 zu vermerken, wie prächtig der Altar in seinem Goldglanz zwischen den Brokatfahnen und Leuchtern hervorgestrahlt habe.

Ein weiteres Mal noch überliefert uns ein Text aus dem 11. Jahrhundert eine Angabe über ein Altarantependium, die *Vita Heinrichs IV*. Sie betrifft den Zeitpunkt, wo der Westkaiser wie der Ostkaiser beide in höchster Bedrängnis standen, Heinrich IV. von Papst Gregor zum zweitenmal gebannt, Alexios kaum gekrönt von den Normannen überfallen. Bei den Unterhandlungen um gegenseitigen Beistand ging es nach der griechischen Quelle offenbar um eine dynastische Verbindung, nach der deutschen hingegen bekam Heinrich vom Basileus, der ihn günstig stimmen wollte, nichts mehr und nichts weniger zum Geschenk als eine Goldtafel für den Speyrer Dom. «Ipse rex (!) Graeciae . . . muneribus, ne fieret hostis, praevenit. Testatur hoc aurea tabula spirensis altaris, tam artis novitate quam metalli pondere miranda, quam rex Graeciae nobile donum transmisit.» «. . . ein edles Geschenk, ebenso staunenswert in seiner künstlerischen Neuartigkeit wie durch sein Metallgewicht<sup>15</sup>.»

<sup>13</sup> Johannes Diaconus, *Chronicon Venetum* (Migne, Patr. Lat. 139), 919/20.

<sup>14</sup> *Chronicon Cassinense* 711.

<sup>15</sup> *Vita Henrici IV*, MG SS. XII, 271.

So sehr diese drei Textstücke in östliche Richtung weisen, so scheint es doch nicht statthaft, sie einfach als Beweismittel zu verwenden. Es genüge, dass sie uns warnen, nicht allzu unbedacht eine östliche Provenienz der Basler Tafel auszuschliessen. Mag sein, dass sich noch immer ein entscheidender Aufschluss erwarten lässt. Denn wie vieles hat sich in den Anschauungen der Historiker über die west-östlichen Wechselbeziehungen des Mittelalters in unserem Jahrhundert geändert, seit Dölger und Ostrogorsky, seit Diehl und seit Grabar! Mit diesem Ausblick auf unerforschte und unerwiesene Zusammenhänge möchten wir zum Schluss kommen. Es liegt eben im Wesen jeder Hypothese, dass sie, während sie eine Antwort auf eine Frage geben will, unabsichtlich andere neue Fragen aufwirft.

*Dr. Julia Gauss,  
Engelgasse 83,  
CH-4052 Basel*